



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Correspondenzen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Correspondenzen.

Sb. 28. September. — Als getreue Berichterstatter über die am Horizont auftauchenden politischen Constellationen dürfen wir nicht stillschweigend über die Zusammenkunft der beiden Kaiser von Frankreich und Rußland hinweggehen, obgleich wir nicht so glücklich stuirrt sind wie einige unserer Collegen, die nicht bloß die geheimsten Intentionen der verschiedenen Cabinetes, sondern auch die verstecktesten Falten in den Herzen der beiden mächtigen Souveräne kennen, und mit ziemlicher Gewißheit schon im Voraus wissen, um was sich die Besprechungen und Verabredungen der beiden Monarchen drehen werden. Wir dagegen können bloß wie andere gewöhnliche Sterbliche auf die politische Lage und die politischen Bedürfnisse Frankreichs und Rußlands, und auf den persönlichen Charakter und die Bestrebungen ihrer Regenten, so viel davon bis jetzt bekannt geworden, einen prüfenden Blick werfen, und uns danach unsere Meinung über den wahrscheinlichen Zweck der vielbesprochenen Zusammenkunft bilden. Mehr kann, ehrlich gestanden, der deutsche Publicist überhaupt selten thun, und wir glauben nicht, daß das Publicum etwas dabei verliert; denn auch mächtige Persönlichkeiten können sich dem Druck der Verhältnisse nicht entziehen, zumal in unserer Zeit, und in der Politik sind auch die anscheinend leitenden Personen oft mehr Geschobene als Schiebende. Aber selbst wenn es bloß auf die persönliche Entscheidung der beiden Monarchen ankäme, welche Politik sie gegen Europa befolgen wollten, so gibt bei ihnen sowol Charakter wie Interesse eine Bürgschaft, daß es keine aggressive sein wird. Zunächst erscheint uns das Zustandekommen der Zusammenkunft allerdings als ein Sieg der Politik Ludwig Napoleons. Von dem Tage an, wo er als „Parvenu“ den großen europäischen Dynastien, die seinem Emporkommen mit Abneigung oder wenigstens mit Mißtrauen zusahen, entgegentrat, ist es sein beständiges Bestreben gewesen, aus dieser Ausnahmestellung herauszukommen. Außerdem betrachtet er es als einen Theil der ihm von seinem großen Dunkel hinterlassenen Aufgabe, die Achtung, welche die Souveräne Europas über die napoleonische Dynastie verhängten, durch eine glänzende Rehabilitation wieder gut zu machen. Beides ist ihm jetzt gelungen. Der Gegensatz zwischen England und dem Napoleoniden war von Haus aus kein principieller, und die vollständige Versöhnung fand ihren energischsten Ausdruck in dem Bündniß und dem Kriege gegen Rußland. Oestreich versuchte im Bund der Dritte zu sein, aber seine halben Maßregeln haben dem alten Verbündeten, von dem es sich getrennt, keine Furcht, und den neuen keine Achtung eingefloßt; doch wenn sein Verhältniß zu Frankreich jetzt auch etwas erkaltet ist, so hat es früher mit am ersten und mit der größten Wärme die Wiederherstellung der napoleonischen Dynastie anerkannt; Preußen hat ihre Vermittlung in der neuenburger Angelegenheit in Anspruch genommen; Rußland dagegen versagte dem neuen Kaiser sogar die Form der Anrede, mit welcher die Courtoise gleichberechtigte Souveräne auszeichnet. Zwischen damals und jetzt aber liegt ein blutiger Krieg, in welchem England zwar die Haupttriebfeder war, Frankreich aber militärisch die Hauptrolle spielte. Sein Resultat hat Rußland isolirt, und dem Bedürfniß des Kaisers von Frankreich, auch von dem Beherrscher

des Zarenreiches als gleichberechtigter Souverän anerkannt zu werden, kam das Bedürfnis Rußlands, aus seiner Isolirung hervorzutreten, auf halbem Wege entgegen. So ist die Nechtung der napoleonischen Dynastie, welche die Monarchie Europas feierlich ausgesprochen, stillschweigend von einem nach dem andern aufgehoben worden, und die Zusammenkunft der beiden Kaiser setzt das Siegel auf die Vollendung dieses Actes.

Was die eigentlichen politischen Resultate der Zusammenkunft betrifft, so dürften sie nach Lage der Verhältnisse schwerlich bedeutend sein. Am allerwenigsten glauben wir, daß dieses Resultat eine Lockerung der englisch-französischen, und die Anbahnung oder der Abschluß einer russisch-französischen Allianz sein wird. Ludwig Napoleon braucht Englands Bündniß viel zu sehr; natürlich nicht wegen des militärischen Beistands, den es ihm etwa verschaffen könnte, sondern wegen des moralischen Reliefs, den es ihm bei dem intelligenten Theil der französischen Nation gibt. Der Ausgang des orientalischen Krieges hat des französischen Kaisers Stellung in seinem Lande nicht befestigt. Die Opfer die er forderte, brachte man ohnedies nicht gern, aber man freute sich doch an dem Gedanken, Vorkämpfer der Civilisation zu sein, und mit England gemeinsam für ein großes Princip zu kämpfen, und die Opposition der gebildeten Classen war zum Theil in Beifall verwandelt, zum Theil zum Schweigen gebracht. Als man aber zu der Einsicht kam, daß es dem pariser Cabinet nicht einfiel, ein großes politisches Princip zu rechtfertigen, sondern daß es nur das Hauptziel der napoleonischen Familienpolitik verfolgte, da erschienen doch für einen solchen Zweck die gebrachten Opfer als viel zu groß, und die Mißstimmung wuchs im Verhältniß zu der Täuschung, zu der man sich hatte verleiten lassen. Die Intelligenz des Landes hält sich dem napoleonischen Kaiserthron jetzt wieder ebenso fern, wie unmittelbar nach dem Staatsstreich vom 2. December, und wenn sie auch keine Straßenrevolution macht, so vereinsamt sie doch die Regierung und entzieht ihr den moralischen Rückhalt auf eine Weise, die selbst eine auf Bajonetten ruhende Macht auf die Länge nicht ertragen kann. Daß die Regierung selbst kein felsenfestes Vertrauen auf ihre Stärke hat, zeigen die militärischen Maßregeln, die man bei dem Begräbniß Berangers traf. Ein Uebergehen von der Allianz mit England zu einem Bündniß mit Rußland würde aber die vorhandene Mißstimmung sehr bedeutend vermehren. Vor allem würde sie dem Kaiser die große Schaar der Geschäfts- und Geldleute entfremden, die für ihn schwärmen, so lange „das Kaiserthum der Friede“ ist, die aber recht wohl einsieht, daß ein Bündniß mit Rußland nur ein aggressives sein kann, und wenn auch nicht gleich, so doch mit der Zeit zum Krieg führen muß. Deshalb erscheint es uns unwahrscheinlich, daß der Kaiser von Frankreich aus der stuttgarter Conferenz etwas anders zu machen beabsichtigt, als ein freundschaftliches Zusammentreffen mit dem Souverän, gegen den er noch vor kurzem sämtliche Monarchen Europas zu einem Bündniß zu vereinigen strebte, und der ihn jetzt durch sein Erscheinen die Anerkennung überbringt, die ihm der Zar Nikolaus versagte.

Auf der andern Seite sehen wir Rußland nicht einmal in der Lage, einem etwa mit Frankreich abzuschließenden Bündniß einen kriegerischen Impuls zu geben. Der letzte Krieg im Orient hat seinem politischen Ansehn tiefe Wunden geschlagen und den verfügbaren Ueberschuß seiner materiellen Kräfte rein aufgezehrt. Seine krie-

gerischen Mittel haben sich fast als unzureichend erwiesen, den Angriff von zwei Großmächten zu begegnen, und daß seine militärischen Kräfte nicht ausreichen, um gegen Europa einen Angriffskrieg zu führen, ist jedem klar geworden. Nicht besser ist es mit seinen finanziellen Mitteln bestellt. Wie es wegen Erschöpfung an Mannschaften bei den letzten Rekrutierungen schon bis an die äußerste Grenze des dienstfähigen Alters zurückgehen mußte, so sah es sich auch in finanzieller Hinsicht genöthigt, zu den verzweifeltsten Maßregeln zu greifen, und es wird viele Jahre der ungestörtesten Ruhe und der sorgsamsten Pflege bedürfen, ehe die Hilfsquellen, welche die durch den Drang des Krieges aufgezwungene Raubwirthschaft erschöpft hat, nur wieder den alten Ertrag liefern. Wenn daher schon deshalb der Kaiser von Rußland nicht nach Stuttgart gehen kann, um dem Kaiser der Franzosen neue Eroberungs- und Theilungspläne vorzuschlagen, wie sie in Tilsit zwischen Napoleon I. und Alexander verabredet wurden, so gibt noch außerdem die dem Kaiser von Oestreich durch Vermittlung des Königs von Preußen gewährte Zusammenkunft in Weimar eine Bürgschaft für den Frieden, und nimmt der Zusammenkunft in Stuttgart vollkommen ihren bedrohlichen Charakter.

Dennoch gewinnt Rußland dabei etwas, woran ihm sehr viel gelegen sein muß. Die persönliche Annäherung der beiden Kaiser aneinander verwischt nicht nur die Mißstimmung, welche von dem letzten Kriege zwischen Frankreich und Rußland noch übrig geblieben ist, sondern hebt auch thatsächlich den Vertrag vom 15. April 1836 auf, den England, Frankreich und Oestreich miteinander abschlossen, um Rußland in die Isolirung zu verweisen und unter die argwöhnische Aufsicht der drei Mächte zu stellen. Aus dieser Ausnahmestellung erlöst und als befreundete Macht wieder in den Kreis der übrigen eingetreten, kann Rußland sich in der neuen, durch den Ausgang des orientalischen Kriegs herbeigeführten Situation orientiren und sich in der neuen Gruppierung der Mächte den Platz aussuchen, der seinen Interessen am angemessensten ist.

Die letzten Nachrichten aus Indien haben in England einen beunruhigenden Eindruck gemacht und sind auch auf dem Continent vielfach als nachtheilig für die Engländer aufgefaßt worden. Daß die Angriffsoperationen gegen Delhi vollständig still stehen, daß der tapfere General Havelock mit seiner kleinen Schar den Siegesmarsch gegen Lucknow vielleicht hat aufgeben müssen — denn noch herrscht keine Gewißheit darüber — daß sich in Dinapore noch einige bengalische Regimenter empört haben, und daß auch wenigstens ein Bombayregiment von dem Geist der Meuterei angesteckt worden ist, sind die hauptsächlichsten der gemeldeten Thatsachen. Außer der letzten, über deren eigentliche Bedeutung erst nähere Nachrichten aufklären müssen, können sie uns jedoch nicht als Symptome einer Verschlimmerung der Lage der Engländer in Indien erscheinen. Gewiß wäre es schmerzlich, wenn die wackere Besatzung von Lucknow auch noch der Mordsucht ihrer Feinde zum Opfer fallen müßte, aber es läßt sich kaum erwarten, daß es vor dem Eintreffen hinreichender Verstärkung aus England und dem Beginn eigentlicher Kriegsoperationen gegen die Meuterer, ohne die Vernichtung einiger von den vereinzelt liegenden Posten der Engländer abgehen wird. Das ist eine der traurigen Unvermeidlichkeiten eines solchen Krieges, die auf den schließlichen Ausgang desselben keinen Einfluß haben. Dafür, daß derselbe ein für die Engländer glücklicher sein wird, bürgen die Resul-

tate, welche sie bis jetzt mit ihren so geringfügigen und zersplitterten Streitkräften errungen haben. Der Marsch des Generals Havelock mit seinem Hünlein von 12 bis 1500 Mann nach Rhanpur und Lucknow und die rasche und energische Züchtigung, die er dem Wütherich Nana Sahib hat angedeihen lassen, wird immer eine der schönsten Thaten in der Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten sein, selbst wenn Lucknow schließlich doch nicht entsetzt wird. Aber abgesehen von dem Ruhm, mit dem sie die englischen Waffen umgibt, beweist sie so schlagend ihre unendliche Ueberlegenheit über die Meuterer, trotz der außerordentlichen Uebermacht der letztern, daß man über das Ende des Kampfes vollkommen beruhigt sein kann. Daß vor Delhi etwas geschieht so lange die Engländer vor der Stadt so schwach bleiben wie bisher, läßt sich nicht erwarten. Sie haben keine Fortschritte gemacht, aber ihre Lage hat sich auch nicht verschlimmert und die Nachrichten, welche einige in London angefertigte Correspondenzen über das Wüthen der Cholera im Lager und die Entmutigung der Truppen in einigen deutschen Zeitungen verbreiten, sind falsch, wie die vielen in den englischen Zeitungen abgedruckten Privatbriefe von Offizieren beweisen, die ausdrücklich das Gegentheil besagen und deren Verfasser sich doch nicht verabredet haben können, die Wahrheit zu verschleiern. Eine Erscheinung spricht ganz entschieden zu Gunsten der Engländer. Das ist die vollkommene Planlosigkeit in den Operationen der Meuterer. Wie leicht könnten dieselben ihre zahlreichen Truppenkräfte in ein Hauptcorps zusammenziehen und mit diesem nach der Reihe die vereinzelt und schwachbesetzten Posten der Engländer in Bengalen überwältigen und so den Ganges herabsteigen, und sich selbst Kalkutta, des Hauptstizes der englischen Macht, bemächtigen! Aber von einem solchen Gedanken zeigt sich nirgend eine Spur, sondern der Aufstand ist nichts als ein planloses Wüthen gegen die Europäer, zur Befriedigung der Habsucht und viehischer Grausamkeit. Unterdessen nähern langsam, aber sicher die Räder. Freilich liegt eine Seefahrt von mindestens 90 Tagen zwischen England und Kalkutta, und es sind kaum drei Monate seit dem Eintreffen der ersten Nachrichten von dem Aufstand in Europa verstrichen. 77 Transportschiffe schwimmen jetzt auf dem Meere, die 29,935 Mann Truppen aus England nach Indien bringen. Die ersten derselben können in den letzten Tagen des Septbr. in Kalkutta landen, 9000 bis Ende October, 18,000 im Laufe des Novbr. und ohngefähr 18,000 mit Einschluß derjenigen, welche zum Einschiffen bereit stehen im Decbr. 14,000 sind von China, vom Cap, und von Mauritius theils unterwegs, theils bereits eingetroffen. So sammelt sich eine Heeresmacht von 50,000 Mann englischer Kerntruppen, ungerechnet die ursprünglich in Indien stehenden, um die Schuldigen zu bestrafen und Bengalen von Neuem unter englische Herrschaft zu bringen.

Merkwürdigerweise gibt es Leute, die sich wundern, daß England keine Truppenmassen über die Landenge von Suez schickt, anstatt sie den weiten Umweg um das Cap der guten Hoffnung machen zu lassen, und die Kritiker weisen überzeugend nach, daß es gar nicht unmöglich sei, mit einem Heer von Alexandrien bis an das rothe Meer zu marschiren. Das glauben wir auch. Aber wie sollen sie von dort weiter kommen? Daß sie die Transportschiffe nicht aus dem mittelländischen Meer nach Suez mitnehmen können, scheint uns auf der Hand zu liegen. Die Küstenschiffe aus den kleinen arabischen Häfen des rothen Meeres zu requiriren, dürfte schwerlich für den Zweck genügen. Also müßten doch erst wieder die Transportschiffe

von London aus von den großen ostindischen Häfen — wenn dort genug vorhanden sind, woran wir sehr zweifeln — nach Suez beordert oder von Europa aus um das Cap herum dorthin geschickt werden. Wie alsdann eine Zeitersparniß herauskommen soll, können wir nicht einsehen.

Literatur.

Die Revolution in China in ihrer Entstehung, ihrer politischen und religiösen Bedeutung und ihrem bisherigen Verlauf. Nach Meadows: The Chinese and their Rebellions, bearbeitet von J. Neumark. Berlin 1857, H. Schindler. — Ein recht gutes Buch, welches über verschiedene dunkle Punkte des großen Aufstandes im ostasiatischen Kaiserreiche auf Grund eigener Beobachtung des Verfassers des Originals ein überraschendes Licht verbreitet. Von besonderem Interesse sind Capitel 3 bis 9, in denen zunächst die Ursachen zur Unzufriedenheit mit der Herrschaft der Mandschus entwickelt werden, worauf in anschaulicher Darstellung eine Charakteristik des Propheten und Feldherrn der Insurgenten, dann die Geschichte der Revolution selbst von ihren ersten Anfängen, wo sie lediglich das Wesen einer religiösen Reform an sich trug, bis zur Einnahme Nankings, des jetzigen Hauptwaffenplatzes der Rebellen, endlich die Ereignisse des Bürgerkriegs bis zu Anfang des Jahres 1856 folgen. Sehr wichtig wäre es, wenn die mit ziemlich starken Gründen vom Verfasser unterstützte Ansicht, daß die Taipings Christen seien, daß ihr Prophet wenigstens durch Bruchstücke des neuen Testaments die erste Anregung zu seinem Auftreten erhalten habe, auch von anderer Seite sich bestätigte. Nicht weniger Interesse beansprucht das zehnte Capitel, welches mit willkommener Ausführlichkeit einen Besuch des Verfassers bei den Insurgenten in Nanking und dessen Unterredungen mit den Chefs beider Parteien mittheilt. Capitel 11 enthält sodann eine Darstellung des Religionsystems der Taipings und wägt die Chancen für und wider den Sieg der Bewegung ab. Das Resultat dieser Betrachtung ist, daß die Insurgenten weit bessere Aussichten auf den schließlichen Triumph haben, als die Kaiserlichen. Angehängt sind: Ein Capitel über die Gefahren russischer Eroberungsgelüste für China und von dort aus für Amerika, und ein zweites, welches eine Unterredung des verstorbenen Kaisers Taotwang mit einem hohen Beamten über die Pläne und die Macht Englands mittheilt. Dann schließt das Buch mit einer Uebersicht der neuesten Nachrichten, welche die englische Presse über den Stand der Parteien in China gebracht hat. —

Kallipädie oder Erziehung zur Schönheit. Von Dr. D. G. M. Schreber. Leipzig, Friedrich Fleischer, 1858. — Die allgemeine Aufgabe dieser Schrift ist, ein Bild der dem Ideale der Menschheit zustrebenden Erziehung in den wesentlichsten Umrissen zu entwerfen. Sie faßt dabei den Menschen sowol von seiner physischen Seite, mit der es der Arzt zu thun hat, als von seiner moralischen, an der vorzüglich der Pädagog ein Interesse nimmt, ins Auge. Ihre Tendenz ist praktisch, sie wendet